

Realdialektische Analyse inklusiver Medienbildung

Christian Swertz

Herbsttagung der Sektion Medienpädagogik der DgFE, 22.9.2022

[CC-BY]

Mit dem Inklusionsbegriff bestehen drei Probleme. Das erste Problem ist, dass Inklusion nur möglich ist, wenn es auch Exklusion gibt. Daher kann Inklusion nur dann gefordert werden, wenn auch Exklusion gefordert wird. Exklusion wird in den meisten Inklusionstheorien aber abgelehnt – ein Selbstwiderspruch.

Das zweiten Problem ist, dass mit Inklusionstheorien oft angenommen wird, dass alle Menschen inkludiert werden wollen. Nun möchte ich persönlich in die derzeitige Gesellschaft, in der kapitalistische und kybernetische Ideologie dominant sind, überhaupt nicht vollumfänglich inkludiert werden. Und auch am Klassenkampf mittels bürgerlich-kapitalistischer Printprodukte oder der kalifornischen Ideologie huldigenden Onlineprodukte von Microsoft, Apple oder Google will ich nicht beteiligt werden. Und wenn andere Menschen ebenfalls an der kapitalistischen Vorstellung von „Lebenschancen“ nicht partizipieren wollen, halt ich ist das für legitim. Dass es nicht legitim ist, Menschen gegen ihren Willen zu exkludieren, versteht sich von selbst.

Drittens wird mit Inklusionstheorien oft gesetzt, dass alle Menschen inkludiert werden sollen. In der Salamancaerklärung heißt es, dass – ich zitiere -, „diskriminierende Haltungen verändert und Gemeinschaften geschaffen werden, die alle willkommen heißen [...]“. Ich muss zugeben, dass ich nicht bereit bin, Faschisten willkommen zu heißen. Es ist richtig, unbelehrbare Nazis zu exkludieren. Das ist aber mit den meisten Inklusionstheorien nicht legitimierbar.

Diese Probleme veranschaulichen einen allgemeinen Fehler. Der Fehler besteht darin, dass Inklusion als Allgemein gesetzt wird. Dann kann mit Inklusion alles Mögliche bearbeitet werden: Behinderung, Ethnizität, Klassenkampf und jegliche Diversität. Inklusion wird so zum Heilsversprechen.

Andere Beispiele für so ein Allgemeines sind Hegels absoluter Geist, Adam Smiths Markt, Michel Foucaults Macht, Niklas Luhmanns System oder Gergory Batesons Information. Bei Bateson heißt es z. B., dass Information das ist, was einen Unterschied macht. Das ist genau so gemeint: Es ist die Information, die den Unterschied macht – und nicht die Menschen. Es ist daher immer schon richtig, sich von Information bestimmen zu lassen und der Information zu folgen: Du sollst keine Information neben mir haben; eine kybernetische Ideologie, die auch von Luhmann vertreten wird. Kritik heißt dann, Information zu verstehen, und zwar in der Absicht, der Information zu entsprechen. Damit wird es pädagogisch nicht nur legitim, sondern notwendig, dafür zu Sorgen, dass Menschen genau das tun. Das ist nicht schön.

Genau so unschön sind alle monistischen Theorien. Gemeinsames Merkmal monistischer Theorien ist die Annahme, dass die mit der performativen Retorsion markierten Grenzen in etwas wie der Geschichte aufgehoben sind, dass das Zusammenleben von Menschen bestimmt.

Ich bevorzuge es, eine dualistische Haltung einzunehmen und eine mit der performativen Retorsion notwendige Grenze des Denkens zu akzeptieren. Bei einer performativen Retorsion handelt es sich um eine logische Figur, für die vorausgesetzt werden muss, dass erstens Logik möglich ist, zweitens der Satz vom Widerspruch gilt, drittens Urteile einen propositionalen Gehalt haben und viertens Urteile Ausdruck performativer Akte sind (Gethmann 1995). Zur Durchführung einer performativen Retorsion wird die Konjunktion eines Satzes mit seiner Negation vorgenommen und dann gezeigt, dass die Negation dem Satz widerspricht, wenn der Satz kommuniziert wird. Das ist eine logische

Falsifikation (Swertz 2021). Mit einer logischen Falsifikation kann ein logischer Satz nicht positiv bewiesen werden. Es kann nur gezeigt werden, dass der Satz beibehalten werden kann.

Ein Beispiel dafür ist die Behauptung, dass es wahre Sätze gibt. Die Konjunktion der Negation ist die Behauptung, dass es keine wahren Sätze gibt. Die Kommunikation der Behauptung widerspricht aber dem Satz, dass es keine wahren Sätze gibt, weil es nicht zugleich möglich ist, dass es wahre Sätze gibt und dass es keine wahren Sätze gibt. Damit ist nicht bewiesen, dass der Satz, dass es wahre Sätze gibt, richtig ist, wohl aber, dass die Existenz von wahren Sätzen mit Sätzen nicht bestritten werden kann: Es ist, wie Hönigswald das formuliert hat, nicht möglich „Geltung überhaupt zu verneinen“ (Hönigswald 1927: 148).

Bei der realdialektischen Medienpädagogik handelt es sich nun um eine dualistische Position. Das ist schon an einer Bemerkung zu erkennen, die sich in vielen einschlägigen Aufsätzen findet: Ein Anfang muss gemacht werden. Es ist klar, dass Monisten keinen Anfang machen können, denn der Anfang ist ja immer schon da. Er kann nur an seinen Spuren aufgedeckt, aber nicht gemacht werden.

Nun müssen Menschen sich nicht entscheiden, einen Anfang zu machen. Aber sie können das tun, und wenn sie es tun, dann stellen Sie dabei eine Korrelation zwischen Selbst- und Fremdbestimmung her. Dualistischen Theoretiker*innen wird zwar oft unterstellt, dass sie annehmen, dass ein Subjekt sich unabhängig von jeder Fremdbestimmung selbst bestimmen kann. Das ist allerdings eine alternative Wahrheit – ich kenne jedenfalls keine dualistische Theorie, in der das tatsächlich behauptet wird. Denn aus dualistischer Sicht stehen Fremd- und Selbstbestimmung in Korrelation. Beides wird erstens in einer Handlung gleichzeitig gesetzt und kann zweitens nicht gleichzeitig, sondern nur nachträglich erläutert werden. Das wird in der Formel: „Im Erleben treten Erleben und Erlebtes auseinander“ zum Ausdruck gebracht.

In der realdialektischen Medienpädagogik wird dann Selbstbestimmung bei Berücksichtigung von Fremdbestimmung betont. Inklusion wird dem entsprechend definiert als die – ich zitiere - „Möglichkeit individuelle Interessen zu realisieren“ (Meder 2008: 209). Das kann im Weg des Widerstreits erfolgen. Es ist offensichtlich, dass dabei Inklusion als Teilhabe und Exklusion als Widerstreit genau so aufeinander bezogen werden, wie Fremd- und Selbstbestimmung. Das entspricht wieder dem, was früher Emanzipation und Kreativität genannt wurde oder, medienpädagogischer formuliert, Medienkritik und Mediengestaltung.

Systematisch wird Inklusion dabei als Inklusion von Medien in die Welt und Inklusion der Welt in Medien verstanden. Die Inklusion erfolgt in der Zeigefunktion. Das Zeigen, mit dem Zeichen und Welt inkludiert werden, impliziert, das auf etwas nicht gezeigt wird. Exklusion wird also im Akt der Inklusion mit erzeugt; es wird eine Grenze gesetzt, und das ist genau die Grenze, die dualistische Theorien wegen der falsifizierbaren Prämisse setzen müssen. Denn auf die Grenze kann gezeigt werden, nicht aber auf das, was damit exkludiert wird. Weil das Zeigen kein sprachlicher Akt ist, sondern damit Sprache erzeugt wird, oder, allgemeiner formuliert – ich zitiere - , die „Bedingung nicht von der Art sein kann wie das Bedingte“ (Meder 2004: 139), muss etwas angenommen werden, das zeigt, auf das aber im Zeigen, also mit Sprache, nicht gezeigt werden kann.

Diesem immer auch fremden und insofern exkludierten Etwas, dem ich wohl wissend, dass ich es damit verfehle, den Namen Subjekt geben möchte, kann nun sprachlich legitimerweise nicht vorgeschrieben werden, was es zu tun hat; es kann aber so tun, als ob es sich etwa vorschreiben lassen würde. Jetzt kann es vorkommen, dass dieses Subjekt aufgefordert wird, zu partizipieren und sich zu inkludieren. Darauf kann das Subjekt mit Widerstand reagieren. In der Praxis wird dann oft Zwang ausgeübt, wie etwa mit dem Argument, dass die Verwendung digitaler Medien zur Partizipation an der Gesellschaft nötig sei. Das kann praktisch unterlaufen werden, indem man so

tut, als würde man partizipieren, ohne es zu tun. Theoretisch ist es nötig, entweder den monistische Inklusionsbegriff durch einen dualistischen Inklusionsbegriff zu ersetzen, oder den Inklusionsbegriff zu Gunsten des Emanzipationsbegriffs zu exkludieren. Vielen Dank.